

Familienfreund

Blätter zur Unterhaltung und Belehrung

Der Gänседоктор.

241

Humoristische Novelle von D. Gaus-Bachmann.

(Nachdruck verboten.)

„Ach, das ist eine hübsche Ueberraschung!“ rief Liebhardt, froh, daß sich eine Gelegenheit ergab, der heimlichen Situation ein Ende zu machen. Den süßen Fritz hatte Papas Rede gelangweilt und das Feuerwerk in seiner Tasche hatte ihn geärgert; es war ihm nicht gelungen, sich aus dem Zimmer zu schleichen, so hatte er sich bloß in einen Winkel geduckt und gehofft, unbemerkt zu bleiben. Erschreckt von dem plötzlichen Schweigen, war er schon im Begriff gewesen, die Flucht zu ergreifen, als er ganz unverhofft Lob statt Strafe erntete; er ließ sich das Lob, das in Anbetracht der allgemeinen Verlegenheit äußerst wertvoll ausfiel, gern gefallen. Nachdem die selige Großmutter einigermaßen vergessen war, entschloß sich Niemand zur Fortsetzung seiner Rede, beschränkte sich aber nur auf einen herzlichen Glückwunsch und schloß mit einem Hoch auf das Brautpaar und Frau Amalie.

Liebhardt erwiderte darauf in wenigen einfachen Worten. Er erklärte, daß es allzu bescheiden von dem Hausberrn sei, sich und seiner Familie gar kein Verdienst an der Verlobung beizumessen, es sei im Gegenteil sehr groß, denn in diesem Hause habe Edith den Zauber deutschen Familienlebens kennen gelernt und sei die Sehnsucht danach in ihr erwacht; er brachte sein Glas dem Wohle der Familie Rienholz.

Es herrschte eine Zeitlang gerührte Stimmung, die Gustav mit einer launigen Rede beseitigte; er feierte darin Fritzchen, den Jüngsten des Hauses, das belebende Element, das für Aerger und Vergnügen, gleichmäßig sorge. In langer Reihe und in drolliger Art ließ er die Missetaten des kleinen Schlingels Revue passieren, was mit großer Heiterkeit aufgenommen wurde. Nur dem Gefeierten war nicht ganz wohl dabei; er schielte immer ängstlich zu dem Papa hinüber, wenn Gustav einen ganz besonders schlimmen Streich schonungslos ans Licht zog. Er war sehr froh, als die Rede zu Ende war und leerte mit innigem Behagen sein Glas auf das eigene Wohl. Man trant schließlich Bruderschaften und Fritz fand es ungemünzt hübsch, daß er nun auf einmal Du zu Herrn Liebhardt sagen durfte, und daß dieser Mann und Papa, die Tanten und alle dazwischen. Diese plötzliche Veränderung in der Anrede gefiel ihm so gut, daß er seinerseits Eltern und Geschwister mit Sie ansprach und von der Erlaubnis des Duzens Liebhardt gegenüber verschwenderischen Gebrauch machte.

„Du, Vetter Franz,“ sagte er ihm gelegentlich ins Ohr, „laufft du mir jetzt einen Ponywagen?“

„Ich? Wozu denn?“ fragte Liebhardt erstaunt.

„Nun, der Papa hat mir einen versprochen, wenn Waldemar die Ditha heiratet,“ entgegnete Fritz. „Nun heiratest du sie, also mußt du mir ihn kaufen.“

Liebhardt lachte vergnügt. „Dazu langt's nicht, Fritz,“ sagte er; „aber einen jungen Esel will ich dir wahrhaftig schenken, ich kann zufällig einen bekommen; vielleicht kauft dir Papa ein Wägelchen dazu. Ist dir das recht?“

Fritz nickte zufrieden, er bestand nicht auf seinem Schein; er fand, daß Verlobungen eine sehr schöne Sache seien. Das fanden im Verlaufe dieses Abends alle.

Auch Waldemar, den diese Verlobung eigentlich hätte sehr schmerzen sollen, war freuzvergnügt. Nicht etwa des-

halb, weil ihm die Mutter gesagt hatte, daß es mit den Millionen der Tante Essig sei, sondern weil ihm diese ganze Mitgiftjägeri ein Greuel gewesen war; er hatte im Verlaufe des Abends Edith in Gegenwart ihres Bräutigams mehr aufrichtig als galant versichert, er sei schrecklich froh, daß sie sich verlobt habe.

Er ließ ebenfalls eine Rede vom Stapel, die wieder den Wiener Gästen galt und die großen Beifall fand. Nachdem alle männlichen Glieder der Gesellschaft gesprochen hatten, meinte Mimi, Fritz dürfe nun auch nicht zurückbleiben; der Vorschlag wurde mit Jubel begrüßt und Fritz zum Reden aufgefördert. Der lecke Wicht, der übrigens schon etwas beschwipst war, ließ sich nicht lange bitten, stand auf und klopfte an sein Glas, wie er es gesehen hatte; er wich nur darin von anderen Rednern ab, daß er gleich vor Beginn der Rede trant.

„Das Verloben ist sehr schön,“ begann er, „da bekommt man sehr gute Sachen zu essen und da darf man alles machen und wird gelobt, wo es gar nicht wahr ist und wo man sonst Prügel kriegt; und ich freue mich schon auf die Hochzeit, wo das alles noch schöner ist, und wo wir im Wagen fahren und die Ditha einen weißen Schleier hat, das hat mir die Trine gesagt. Und dann kriegt man auch einen Esel.“

Verdutzt sahen alle einander an und Liebhardt klopfte schnell an sein Glas. „Um Irrtümern vorzubeugen,“ sagte er, den Redner unterbrechend, „erkläre ich, daß diese geschmackvolle Wendung in Fritzens geistprühenden Rede nicht meinem Eintritt in die Familie gilt, sondern einem Versprechen, das ich Fritz gegeben.“

Man brüllte schier vor Vergnügen, was aber Fritz gar nicht aus der Fassung brachte.

„Er hat mir's versprochen und er muß ihn mir schenken,“ sprach er weiter; „und überhaupt ist es schon sehr finster und wir könnten in den Garten zum Feuerwerk gehen, was ich schon herausgekriegt habe.“

Er leerte sein Glas und setzte sich. Stürmischer Beifall lohnte ihn.

Waldemar erklärte, sich den Ausführungen des geschätzten Herrn Vorredners anzuschließen und bat die Gesellschaft, ihm in den Garten zu folgen, wo in der Tat ein Feuerwerk abgebrannt wurde. Man begab sich in den Garten und ergötzte sich an dem gebotenen Schauspiel; das Feuerwerk fiel glänzend aus und fand ungeteilte Bewunderung, denn aus dem Umstand, daß einige Raketen versagten, machte sich das dankbare Publikum nicht viel.

Als die Gesellschaft sich wieder dem Hause näherte, begrüßten sie weiche, wiegende Walzerklänge. Frau Emma hatte opferfreudig auf den Anblick des Feuerwerks verzichtet und indessen mit Hilfe der Dienstkleute den Tisch und die Stühle beiseite geschoben, dann hatte sie sich ans Klavier gesetzt. Gustav saßte schon im Garten Mariechen um die Mitte und stürmte fröhlich den anderen voran in den Saal; die Nachzügler fanden schon ein tanzendes Paar, und nun gab es auf einmal einen Ball, der an Gemütlichkeit und Tanzeifer nichts zu wünschen übrig ließ. Liebhardt tanzte nicht bloß mit Edith, sondern auch mit seiner zukünftigen Schwiegermama, mit der Frau des Hauses, mit Mimi, mit Frau Emma, ja sogar mit Papa Rienholz.

Und dergleichen taten die übrigen Hausgenossen; in der Freude des Herzens tanzten jedes mit jedem, ob auch manchmal zwei Männlein und zwei Weiblein zusammenkamen; ja sogar Trine mit ihrer Gehilfin, das kleine Hausmädchen Dore, die, angezogen von der Musik, sich in die geöffnete Tür gestellt hatten, wurden der Ehre eines Tanzes teilhaftig. Fritz sprang begeistert seinen jeweiligen Partnern auf den Füßen herum, aber das verschlug nichts. Am meisten freilich tanzten Gustav und Mariechen zusammen, und letztere versicherte jedem, der es hören wollte, daß dies der schönste Tag ihres Lebens sei.

Edith war begreiflicherweise derselben Meinung und sie freute sich so besonders, daß alle von ihrem Bräutigam mitzückt waren.

„Ich lerne dich heute von einer ganz neuen Seite kennen,“ sagte sie zu ihm. „Du bist ja ein Salonlöwe.“ „Eher ein Tanzbär,“ entgegnete er lachend. „Gefalle ich dir so?“

„Du gefällst mir immer,“ antwortete sie schnell.

„Aber heute besser als sonst?“ fragte er forschend.

Sie schüttelte langsam den Kopf. „Nein, das nicht, aber ich bin stolz, wenn die andern Leute dich lebenswürdig finden. Für gewöhnlich ziehe ich deine Liebe im Bodenrock deiner Lebenswürdigkeit im Salonrock vor, denn die erstere ist für mich allein, die letztere für alle Welt.“

Er drückte innig ihre Hand. „Ich danke dir, meine Edith,“ flüsterte er, „und nicht wahr, unsere Hochzeit wird stiller sein?“

Sie nickte nur.

„Nichtsdestoweniger bin ich in tiefster Seele gerührt und erfreut über die Herzlichkeit deiner Verwandten, ich werde deren stets gedenken.“

Wie alles auf Erden, so nahm auch diese Verlobungsfeier ein Ende, aber man trennte sich trotz der späten Stunde mit Bedauern; jeder erklärte, diesen schönen Tag nie vergessen zu können. Selten läßt uns das Schicksal ein paar Stunden rein genießen, wir müssen fast immer ein paar Tropfen Bitterkeit in einem Freudenbecher hinnehmen; aber dieser Abend war im Hause Rienholz ein vollkommen ungetrübt gewesen, vielleicht deshalb, weil das Bittere schon reichlich vorher verschluckt worden war.

Die fröhliche Stimmung im Hause hielt an. Edith wußte recht gut, daß es das Gesperrt der amerikanischen Million gewesen war, das den Unfrieden ins Haus gebracht hatte und sie freute sich, daß sie es mit ihrer vertraulichen Mitteilung an Tante Betti verschwendet hatte. Die Herzlichkeit, mit der man ihr jetzt entgegenkam, tat ihr wohl, denn sie wußte, daß diese echt war.

Edith war jetzt sehr viel um Tante Betti; sie wollte die landesüblichen Speisen lachen und sich überhaupt mit den Verhältnissen der Gegend vertraut machen. Selbstverständlich wurde dabei von Zukünftigem und Vergangenen geplaudert, und einmal kam die Sprache auch auf Ediths Großvater, welcher der vermeintlichen Millionärin seinen Fluch nachgeschleudert hatte, weil sie ihm nicht helfen wollte. Nun klärte Edith die Tante auf:

„Der Großvater war zu jener Zeit, als die Mutter zur Bühne ging, schon sehr im Abwärtsrollen mit seinem Geschäft, und er spielte die Entrüstungskomödie über das vermeintliche Durchgehen seiner Tochter nur, um sein Ansehen zu wahren. In Wirklichkeit kannte er den Schauspielers Stropp sehr gut als Ehrenmann und vertraute ihm sein Kind ohne Sorge an. Die Geschichte von der Millionerheirat in Amerika erfand er später selbst, weil er hoffte, dadurch noch einmal Kredit zu erlangen; das war nicht der Fall, aber um sich nicht zu blamieren, schleuderte er den bewußten Fluch auf die Tochter, doch nur zum Schein. In Wirklichkeit wußte er recht gut, daß sein Schwiegersohn als Koch zwar in angenehmen Verhältnissen lebte, aber keineswegs in der Lage war, eine Summe, wie sie der Schwiegervater brauchte, zur Verfügung zu stellen; er hatte das auch nie verlangt, sondern war froh dieser Mitteilung zu sagen.“

Edith bat natürlich inständig, der Mama nichts von dieser Mitteilung nichts zu sagen.

„Siehst du, Tante, das bißchen eingebildeter Glanz ist ihre einzige Freude,“ meinte Edith; „die kann man ihr wohl gönnen, da sie doch sonst eine herzengute Frau und liebevolle Mutter ist. Ich habe die ganze Sache nur deshalb erzählt, damit du und Onkel, in euren ersten

Voraussetzungen getäuscht, nicht etwa direkt in die gegen teiligen verfallen und uns für Abenteuerinnen halten sollt. Franz hat auf jede Mitgift verzichtet und so bleibt unser Vermögen Mama allein; sie kann damit, besonders hier, glänzend auskommen; du darfst es glauben, Tante, wir sind sehr solide Leute, wenn wir auch keine Krösus sind.“

Frau Rienholz versicherte natürlich mit großem Eifer, daß sie nie an der Solidität der Verwandten gezweifelt habe, und versprach, die Mitteilungen als Familiengeheimnis zu bewahren. Kaum jedoch hatte Edith das Zimmer verlassen, eilte Frau Rienholz zu Emma, da im Augenblick sonst niemand da war, dem sie ihre Neugierde anvertrauen konnte.

„Denke dir nur, Emma,“ rief sie schon im Eintreten, „der seltsame Stropp hat Stropp geheißt und war Koch in Amerika.“

„Wer hat das gesagt?“ fragte Emma.

„Ditha selbst,“ entgegnete Frau Betti triumphierend.

„Ich habe es ja immer gesagt, aber mein Mann wollte nicht glauben, daß das alles bloß Humbug ist; na, vor dem werd' ich heut' abends meine Weisheit leuchten lassen.“

„Du das nicht, Betti!“ bat Emma. „Schau, dein Mann kann alles vertragen, nur nicht, daß jemand gescheitert ist als er.“

Betti schaute sie überrascht an. „Ja, da hast du recht,“ gab sie nachdenklich zu. „Soviel ich mich erinnern kann, war Ferdinand nie so böse, als wenn eine Prophezeiung von mir eintraf, während er das Gegenteil prophezeit hatte.“

„Nun siehst du!“ entgegnete Emma. „Darum meine ich, daß du ihm heut' abends die Geschichte nur so nebenher und ohne Triumph erzählst, er wird sich seinen Vers schon selber darauf machen.“

Frau Betti befolgte Emmas klugen Rat und sie hatte gut daran getan. Papa Rienholz machte sich in der Tat seinen Vers selber darauf, und der bestand darin, daß er Amalien gegenüber ein gönnerhaft wohlwollendes Wesen zur Schau trug, das aber, weil doch wirkliche Herzensgüte dabei war, nicht unangenehm wirkte. Gegen seine Gattin aber war er von besonderer Zärtlichkeit und diese freute sich im stillen, daß sie sich den kleinen Triumph des Rechts habens verfaßt hatte.

Die bedeutendste Aenderung jedoch trat in seinem Benehmen Emma und Gustav gegenüber ein. Er hatte selbstverständlich immer die Pflichten der Gastfreundschaft gegen sie erfüllt, um seine Frau zu dem Gleichen Amalien gegenüber zu verpflichten; aber jetzt schien es, als ob er an diesen Verwandten alles Unrecht gutmachen wolle, das er in Gedanken an ihnen verübt. Besonders Gustav stand hoch in seiner Gunst; er machte sich innerlich Vorwürfe, daß er sich nicht früher dem jungen Mann genähert hatte und er empfahl Waldemar täglich, Gustavs Freundschaft zu suchen. Das war eigentlich nicht nötig, denn Waldemar hatte den Vetter ohnedies sehr gern, nur war er von stiller Art und nicht sehr anschlussbedürftig. Rienholz schwärmte geradezu von Gustav. Das war ja ein prächtiger Mensch, ernst und verständig, wo Ernst und Verstand hingehörte, sicher in seinem Urteil und dabei von einem Frohsinn, der, trotzdem er sich manchmal übermütig gab, anders war als bei gewöhnlichen Menschen. Das war die Künstlernatur, die gerade bei diesem jungen Manne ein so schönes Maß einhielt. Nicht wild, nicht stürmisch, daß sie zur Geltung drängte und doch stark genug, daß sie sein ganzes Wesen durchleuchtete; Gustav war einer der seltenen, ganz glücklichen Menschen.

(Fortsetzung folgt.)

Mammuljäger.

Von Hermann Grelling.

(Nachdruck verboten.)

Die Frage, ob der Mensch der Zeitgenosse des Mammuts, jenes berühmten vorhistorischen Riesenelefanten, gewesen ist, dessen gewaltige Skelette und Stoßzähne wir in unseren Museen mit schauernder Bewunderung betrachten, ist lange von den Gelehrten erörtert und bald in bejahendem, bald in verneinendem Sinne entschieden worden. Die Funde von Predmost, Laubach usw. lassen trotz der gegenteiligen Erklärungsversuche mancher Forscher, wie z. B. Steensirups,

keinen Zweifel übrig, daß der Mensch mit dem Mammut zusammengelebt und es mit seinen primitiven Werkzeugen jagt hat, um sein Fleisch zu verzehren und seine Knochen und sein Fell zu verwerten. Mischen sich doch in den Fundstätten die Reste seiner Kultur so unzertrennlich mit denen des Mammut, daß man sich kaum mit Steinstrups Hypothese, es handle sich einfach um Gräberfelder in Masse verunglückter Tiere, welche der Mensch gelegentlich entdeckt und ausgebeutet habe, zufrieden geben kann. Nicht nur zeigen die Knochen zahlreiche, auf menschliche Bearbeitung in frischem Zustande deutende Spuren, sondern es wurde auch 1864 in den Ablagerungen von Perigord (Frankreich) eine auf eine Eisenplatte eingetrigelte, deutlich erkennbare Abbildung eines Mammut entdeckt, die uns das Bild des auf Grund der sibirischen Funde wohlbekannten Riesentieres in zwar rohen, aber immerhin treuen Formen übermitteln. Nun sind zwar gerade mit Bezug auf derartige Tierzeichnungen mancherlei Fälschungen festgestellt worden, auch haben manche Gelehrte ihre Zweifel geltend gemacht, daß die geistig noch so wenig entwickelten Steinzeitmenschen zur Herstellung solcher immerhin von Kunst zeugenden Abbildungen imstande gewesen; trotzdem beweisen andere in ihrer Echtheit nicht anzuzweifende Tierumrißzeichnungen ähnlicher Art sowie die noch heute zu beobachtende Geschicklichkeit, welche manche auf gar nicht viel höherer Kulturstufe stehende wilde Völker auch heute noch in dergleichen Arbeiten bekunden, nicht bloß die Möglichkeit, sondern auch die Wahrscheinlichkeit der Anfertigung der wichtigen Reliquien an Ort und Stelle, so daß wir glücklicherweise das gigantische Bild des Kampfes unserer Vorfahren mit den rotwollenen Titanen der damaligen Tierwelt nicht aus unserem Phantasiebuche zu streichen brauchen.

Darüber, ob der Mensch der damaligen Zeit mit seinen primitiven Hilfsmitteln dem gewaltigen Kolos gewachsen war, brauchen wir uns absolut keine Skrupel zu machen. Die Hottentotten kannten zur Zeit der ersten Besiedelung Südafrikas durch Europäer auch noch keine andere Waffen, als sie etwa die Bewohner der älteren Steinzeit besessen haben, und scheuten sich trotzdem nicht, den Elefanten, das Nashorn und sogar den Löwen anzugreifen. Und von den Diluvialmenschen, die ausschließlich von der Jagd lebten und ihre körperliche Entwicklung auf Kosten der geistigen nicht im mindesten benachteiligten, dürfen wir wohl ohne weiteres annehmen, daß sie nicht allein die entsprechende Kraft ihr eigen nannten, sondern auch Mut und Geschicklichkeit in erforderlichem Maße ausgebildet hatten. Wo die Kraft nicht ausreichte, mußte die List nachhelfen — oder auch die große Anzahl; denn ein einzelner dürfte nur in den seltensten Fällen oder auch nie den Versuch der Ueberwältigung eines so riesenhaften Ungeheuers unternommen haben, — es sei denn in Fällen der Notwehr, wie überhaupt der Mensch nicht immer der siegende Teil gewesen sein, sondern mancher tapfere Mammutjäger den Versuch der Erbeutung des monströsen Rüsseltieres mit dem Leben bezahlt haben dürfte.

Versuchen wir uns zunächst von dem Menschen, welcher der Mammutjagd oblag, ein Bild zu machen: Setze Wohnung nahm er, wo die Vertlichkeit Gelegenheit bot, zweifellos in Höhlen, die ihm gleichzeitig zur Aufbewahrung seiner Waffen, Lebensmittel und sonstigen Vorräte dienten. Wo derartige natürliche Wohnungen fehlten, mußten Erdbertiefungen, die mit Zweigen gedeckt wurden, oder aus Baumzweigen in primitivster Weise errichtete Hütten solche ersetzen. Wir dürfen auch den Gedanken einer Beleuchtung dieser Aufenthaltsplätze in Betracht ziehen, denn wie die vorgefundenen Kohlenreste und Feuerstätten beweisen, besaß der Diluvialmensch im Besitze des Feuers, wenn auch nicht ohne weiteres zu folgern ist, daß er dasselbe bereits zur Zubereitung der Speisen benutzte. Möglich, daß er die wohlthätige Flamme nur zum Zwecke der Erwärmung und Beleuchtung verwendete, möglich aber auch, daß er mit ihrer Hilfe seine Jagdbeute wohlschmeckender und genießbarer zu machen verstand. Seine Kleidung bestand in roh zubereiteten Umhüllungen aus Tierfelle, in welche mit Knochenadeln die zur Aneinanderbefestigung notwendigen Löcher gebohrt wurden. Sein Körper zeigte sich mit mancherlei Samud behängt; er trug Halsbänder aus Tierzähnen, an Schultern befestigte, besonders charakteristisch geformte Knochen oder Muschelschalen,

benutzte harte Steine, geknüttelte und durchbohrte Geweißplättchen u. a. m. oder tätowierte seinen Körper nach Art der Naturvölker von heute.

Sicher führten die Diluvialmenschen ein geselliges Leben, das heißt sie lebten in größerer Zahl zusammen und bildeten eine Art roh organisierter Genossenschaften, die gewiß schon einen Führer oder Häuptling anerkannten, da sich bei der Lebensweise der damaligen Menschen die Autorität besonders erfahrener oder starker Jäger und Krieger oder auch diejenige der Familien- und Geschlechtsältesten bald genug geltend gemacht haben wird. Einen wenn auch unsicheren Beleg für diese Annahme liefern die hin und wieder vorkommenden, mit eingeschnittenen Bildern verzierten Renntiergeweißstangen, in welchen wir zweifellos „Kommandostäbe“ der Häuptlinge erblicken dürfen. Wir sagen: Jäger und Krieger, denn leider scheint auch schon der damaligen Menschheit das „fürchterliche Schrecknis des Krieges“, wie der Dichter mit Recht es bezeichnet, nicht fremd geblieben zu sein. Man hat an zahlreichen Menschenfellethen Verletzungen gefunden, die den betreffenden Menschen von der Hand ihrer Mitmenschen mit den Waffen jener Zeit beigebracht sind; Pfeilspitzen stecken in den Knochen fest, Narben und Verwundungen zeigten sich. Streit und Kampf hat es also gegeben, und nicht zu wenig; die einzelnen Gemeinschaften stritten sich um die besten Jagdgebiete, um wertvolle Feuersteinlager, günstige Wohnungen, und vielleicht hat gar schon das „Ewig Weibliche“ auch bei jenen Barbaren der Urzeit eine wesentliche Rolle gespielt.

Die Waffen der Mammutjäger bestanden in bearbeiteten Knochen und Steinen, Dolchen aus langen Röhrenknochen, Beilen aus Kiefern des Höhlenbärs, Messern, Aexten, Sägen, Pfeil- und Lanzenspitzen aus Feuerstein usw. Der Feuerstein war für die Diluvialmenschen ein ebenso wichtiger Gegenstand, als für uns Eisen und Kohle nur sein können; er bildete allem Anscheine nach bereits einen Handelsartikel und wurde, wo er nicht zutage lag, durch regelrechten Abbau gewonnen, wozu man sich einer Art Spitzhämmer von Hirschgeweiß bediente. Die Bearbeitung der gewonnenen Steine fand in besonderen, in der Nähe der Feuersteinlager befindlichen Werkstätten statt, und sowohl von letzteren, als auch von bereits angebrochenen Feuersteingruben sind vielfache Spuren aufgefunden worden. Der Waffen bedurfte der Diluvialmensch nicht allein, um sich gegen die wilden Bestien zu schützen, welche damals in Masse seine Wohngebiete bevölkerten, und die ihn gewiß mit derselben Vorliebe zur guten Beute erklärten, als er gegebenfalls sie verzehrte, sondern vor allem zu Zwecken der Jagd, da er sich in der Hauptsache auf animalische Kost angewiesen sah. Einerseits war ihm Ackerbau und Zucht der Tiere noch unbekannt, andererseits bot ihm die Flora jener Periode wohl kaum genügende Nahrungsmittel dar; doch wurden Beeren, Früchte, Eicheln und Rüsse wahrscheinlich genossen, wo sie sich eben boten.

Die Tierwelt war vor allem durch eine große Zahl riesiger Landsäugetiere vertreten, den Norden bevölkerte das Mammut, in Amerika lebten gewaltige Mastodonarten (wie das Ohiotter), in Europa schweiften ferner der Riesenhirsch, Ur und Wisent durch die Wälder, wilde Pferde galoppierten durch die Fluren, der Höhlenbär, die Höhlenhyäne und der Höhlenlöwe vertraten würdig das Geschlecht der Raubtiere. Am berühmtesten unter allen ist das Mammut, ein ungeheurer Elefant, aber vom Elefanten der Gegenwart beträchtlich unterschieden sowohl durch die bedeutende Größe, als durch den zottigen, sahnen oder braunroten Pelz und die lange Mähne. Die Länge des Tieres betrug bis fünf, die Höhe bis drei Meter, die Stoßzähne waren fünfzehn Fuß lang und bis zweihundertfünfzig Pfund schwer, dabei nach oben und außen gekrümmt. Als schon die starke Behaarung verrät, lebte das Tier in kalten Gegenden; am häufigsten scheint es in Sibirien gewesen zu sein, wo manche Schichten von seinen Knochen ganz erfüllt sind. Darauf deutet auch der Umstand hin, daß die zwischen den Zähnen und im Magen der aufgefundenen Mammut entdeckten Speisereste in der Hauptsache aus Zweigen von Nadelhölzern bestehen, wie sie jetzt noch in Sibirien vorkommen.

Dieses riesenhafte Ungetüm mußte in erster Linie die Jagdlust der Diluvialmenschen reizen, erstens, weil ihnen ein einziger Erfolg geradezu ungeheure Vorräte an Nah-

zung, Kleidung und Materialien zu Werkzeugen und Waffen vor, zweitens weil es als Pflanzenfresser im ganzen wohl noch leichter zu jagen war als die oben erwähnten furchtbaren Raubtiere. Wahrscheinlich vereinigten sich zum Zwecke der Mammutjagd meist eine größere Anzahl der besten Jäger einer Genossenschaft, oder man ging dem Tiere bei Nachtzeit zu Leibe, oder fing es in Fallgruben, wie es noch jetzt in Afrika mit dem Elefanten geschieht. Menschenopfer kostete die Jagd sicher häufig; dafür mag indessen auch die Freude unendlich gewesen sein, wenn der gewaltige Koloss besiegt und erschlagen am Boden lag. Ein Freudenmahl feierte wohl den Sieg, ein Feuer wurde angezündet und der Triumph würdig begangen. Ob man freilich das Fleisch roh genossen oder am Feuer gebraten hat, mag dahingestellt bleiben. Als besondere Leckerbissen galten das Gehirn und das Mark der Knochen, die gespalten oder erschlagen und ihres Inhalts beraubt wurden; vielleicht bestand auch schon damals die Anschauung, daß mit dem Mark oder Knochen auch die Kraft des betreffenden Wildes in den Verzehrter übergehe.

Außer diesen Mammutjägern der Diluvialzeit, welche dem Mammut von Angesicht zu Angesicht gegenüberstanden, gab es später auch andere, die sich, lange nach dem Aussterben der interessantesten Spezies, damit begnügten, nach den reichlich vorhandenen Ueberresten zu graben und dieselben für sich und ihre Haustiere nutzbar zu machen. Noch später, als das Elfenbein ein geschätzter Handelsartikel geworden, betrieb man diese Art der Mammutjagd um des Elfenbeingewinnes willen, und so wird sie heute noch von den sibirischen Völkerstämmen betrieben. Eine große Menge des jährlich in den Handel kommenden Elfenbeins stammt von den diluvialen Mammuten Sibiriens her; ja, schon lange vor Christi Geburt führten die Chinesen dergleichen Elfenbein aus Sibirien bei sich ein; auch in der altgriechischen Literatur findet es bereits Erwähnung. Danach kann man sich einen Begriff schaffen, wie groß die dieser Art in der Erde aufgehäuften Schätze sind. Das Wunderbarste aber ist, daß die im sibirischen Eise enthaltenen Mammutknochen vielfach noch völlig erhalten und so frisch sind, daß der Entdecker das Fleisch seinen Hunden füttert, während er Elfenbein und Fett für sich verwertet. Gelegentlich tauchen sogar aus dem Eise ganze, wohl erhaltene Mammutleichen heraus, so am Anfang unseres Jahrhunderts am Ausfluß der Lena. Leider war der Kadaver, als der Naturforscher Adams 1806 von dem Hunde Kenntnis erhielt und denselben untersuchte, bereits sehr verstimmt worden, das Fleisch abgerissen, das Haar nur noch teilweise erhalten; Augen, Ohren und ein Ohr fanden sich dagegen noch unberührt vor. Das Skelett und alles sonst Uebrige brachte Adams nach Petersburg. Die gesammelten Haare wogen über 30 Pfund, der Kopf 400 Pfund, jeder Hauer 175 Pfund. Ueber das Vorkommen dieser Leichen hat vor einigen Jahren Baron von Toll sehr interessante Aufschlüsse gegeben, wenigstens soweit die auf Spalten in alten Gletschern gefundenen Tiere in Frage kommen. Dieselben müssen auf ihren Wanderungen in der milderen Jahreszeit oder in kurzen Zwischeneiszeiten in die Spalten abgestürzt oder im ausfallenden Schnee derselben versunken sein. Die Eingeborenen jener Gegenden glauben noch heute nicht, daß die noch so unberührten und frischen Leichen viele Jahrtausende in dem gefrorenen Boden gelegen haben; nach ihrem Glauben leben die Giganten noch, führen aber wie die Maulwürfe ein unterirdisches Dasein, indem sie gleich den letzteren sich durch die Erde wühlen. Kommen sie an die Luft, so müssen sie sterben, da sie Luft und Licht nicht vertragen.

Land und Leute.

= **Sonderbare Sitte in Sibirien.** Wenn ein Bradhage (entlaufener Sträfling) in Sibirien in einem Dorf Zuflucht sucht, wo vielleicht eben ein Bauer verstorben ist, und er der hinterbliebenen Witwe gefällt, so kommt es wohl, und zwar nicht gerade selten, vor, daß er von der Gemeinde stillschweigend angenommen und mit dem Namen des Verstorbenen bekleidet wird. Er hat dafür einen „Cimer“ Brantwein zu „stellen“, der ungefähr fünf Rubel kostet, und lebt nun das Leben des Verstorbenen weiter, der in aller Stille als ein Fremdling begraben wird. Denken wir uns den Fall, der Verstorbene zählte sechzig Jahre und

sein Stellvertreter lebt nachträglich gegen fünfzig, so würde er an seinem Lebensende amtlich hundertundzehn Jahre zählen, während er tatsächlich kaum siebzig Jahre alt geworden sein mag. Man versteht so aus dem Grunde, weil man sagt, daß man doch dem Verstorbenen nichts mehr nütze, wenn man den seinen Namen führenden und seine Stelle einnehmenden Flüchtling den Behörden ausliefert, während man, wenn man lehteren ruhig annimmt, doch einen kräftigen Mitarbeiter in der Gemeinde habe, den man anderenfalls unglücklich machen würde.

Für die junge Welt

Woher die Kreuzspinne ihren Namen hat.

Ein Märchen von Erika von der Heide (Tante Erika).

(Nachdruck verboten.)

Es war ein lauer Sommerabend. Die Sonne war schon hinter den Bergen verschwunden, und eine kühle Ruhe lag über dem Garten. Nur in der hintersten Mauer war reges Leben. Käfer summten dort, Ameisen liefen hurtig hin und her, und vielerlei sonstiges kleines Getier nahte von allen Seiten.

Sie waren alle eingeladen von der Kreuzspinne, eine Geschichte mitanzuhören. Die Geschichten der alten Kreuzspinne aber waren sehr schön und lehrreich. Heute wollte sie erzählen, wie sie zu dem Kreuz auf ihrem Rücken gekommen war, und groß und klein war gespannt auf die sicher sehr interessante Geschichte.

„Vor vielen, vielen Jahren,“ begann die Kreuzspinne, „war es, als der Rosenkönig sein schönes Töchterlein dem Tauprinzen zur Frau gab. Sie hatte gar viele Freier gehabt, die liebliche Rosenprinzessin, und darunter auch den ungeschlachteten Hornkäfer, den ihr doch wohl alle kennt. Aber keinen mochte sie leiden, nur den jugendlich frischen, schönen Tauprinzen, der ihr immer kleine, glitzernde Diamanten in ihre Lieblingsrosen gelegt hatte. Es wurde eine große Hochzeit vorbereitet und von allen Seiten kamen die geladenen Gäste. Am Hochzeitmorgen aber fehlte der Bräutigam, der Tauprinz, der auf seinem Diamantentwagen kommen wollte. „Nun war die Not groß! Es war ein banges Warten, ein ängstliches Horchen und wirres Beraten. Da kam plötzlich der Schmetterling angeflogen und berichtete, daß der Tauprinz oben im Nüderbaum gefangen säße, festgehalten vom Hornkäfer, der ihm seine Braut nicht gönne. Ein eifriger Kriegsrat wurde abgehalten, aber niemand wagte, dem riesenstarken Hornkäfer entgegenzutreten, bis endlich eine Vorfahrin von mir, die Spinne, versprach, den Tauprinzen mit List zu befreien. Der Rosenkönig und sein Töchterlein fielen der Spinne um den Hals und versprachen ihr eine ehrende und große Belohnung, wenn ihr Vorhaben gälte. Und sie hat Wort gehalten, die gute Spinne! In der Nacht hat sie ein Netz gesponnen hinauf zum Nüderbaum, leise und still, daß der Hornkäfer es nicht merkte, der am Fuße des Astes seinen Gefangenen bewachte. Auf dem Netze ist der Tauprinz wie auf einer Brücke mit seinem Diamantentwagen hinabgefahren und hat auf seinem Wege viele, viele, kleine, glänzende Diamanten verloren. So konnte denn die Hochzeit gefeiert werden, und es war eine Lust und Freude unter den Gästen. Auch der grimme Hornkäfer machte gute Miene zum bösen Spiel. Er hatte eingesehen, daß das häusliche Fräulein Maitäfer, mit ihrer selbstgefälligen Borte am braunen Kleide, besser zur Lebensgefährtin für ihn taugte als die lustige Rosenprinzessin. Der Spinne aber schenkte der König zur Belohnung für ihre kluge Tat ein Ehrenkreuz, auf dem Rücken zu tragen, ihr und ihrer Sippe, für ewige Zeiten! — — —

„Sieh mal, was für ein häßliches Kreuz die dicke Spinne auf ihrem Rücken hat,“ sagte am andern Tage im Garten eine junge Dame zu ihrem Begeleiter. Wir aber wissen es besser; denn wir haben ja zugehört, als die Spinne ihre Geschichte erzählte. . . .